

Die Indianer

In diesem Teil Kanadas belasten sich die Menschen nicht mit überflüssigem Wissen. Ein roter Mann fragte mich wissbegierig, welche Indianerstämme wir in der Schweiz hätten. Ich erklärte ihm, wir hätten einen ganz speziellen Indianerstamm, etwas ganz Besonderes: den Stamm der Entlebucher. Der Mann nickte andächtig. Oh ja, von denen habe er auch schon gehört.

Durch meine Jugendzeit hatte mich Winnetou, der edle Apachenhäuptling, treu begleitet. Ich kämpfte an seiner Seite, wenn er auf seinem feurigen Rapphengst Iltshi durch die Prärie ritt, ein Freund aller Guten und Schrecken aller Schurken. Mein ganzes Zimmer war mit Winnetou-Bildern vollgekleistert. Sogar mein Meerschweinchen hieß Winnetou.

So verstand ich denn Ednas vage Andeutungen in ihren Briefen nicht. Sie schrieb, die ♦-L liege direkt am Rande eines Indianerreservates, aber die Indianer seien hier nicht besonders schlimm. Schlimm? Was sollte denn an Winnetou und seinen roten Brüdern schlimm sein?

Die raue Wirklichkeit holte mich schon nach meiner Landung in Edmonton ein. Da lungerten zottelhaarige, gebeugte Gestalten von braungrauer Hautfarbe in schmutzigen T-Shirts herum. Ihre ganze Erscheinung verriet Niedergeschlagenheit, Krankheit und Resignation. Das sollten die Winnetous meiner Träume sein? Vielleicht sind diese Jammergestalten Ausnahmen, die es ja überall gibt, tröstete ich mich. Doch da täuschte ich mich leider ganz gewaltig. Weil die alte Pferdefarm, die ♦-L, unmittelbar ans Reservat grenzte, bekam ich nach und nach die ganze, traurige Wirklichkeit mit. Die Indianer leben in einer Art Zwischenwelt. Die Zeit, für die sie ursprünglich geboren sind, ist nicht mehr, und in unserer modernen Welt finden sich nur wenige zurecht. So lavieren sie mehr schlecht als recht in einer Zwischenwelt hin und her. Sie leben in barackenähnlichen Hütten und erhalten jeden Monat vom Staat einen Scheck. Wahrscheinlich soll das eine Art von Wiedergutmachung für all das sein, was man ihnen angetan hat. In meiner Jugend hatte ich alle Bücher über die berühmten Indianerhäuptlinge verschlungen. Ich kannte das traurige Leben von Sitting Bull, Red Cloud oder Crazy Horse in jeder Einzelheit. Ich konnte es damals und kann es heute noch nicht verstehen, dass Menschen anderen Menschen so etwas antun. Damals hatte ich zum ersten Mal begriffen, dass mein verehrtes Amerika aus einem Meer von Blut, Verrat und Tod entstanden war.

Weil die kanadischen Indianer im Reservat für den monatlichen Scheck nicht arbeiten müssen, sitzen sie untätig herum, vertreiben sich die Zeit mit Trinken und Nachwuchs produzieren. Für jedes Kind zahlt der Staat zusätzlich Geld, so eine Art Kindergeld. Sobald die Eltern den Kinderstempel haben, liefern viele ihre Sprösslinge unter falschem Namen in einer Klinik ab und „vergessen“ sie dort. Etwas vom Traurigsten, was ich jemals gesehen habe, war dieser kahle Saal im Spital von Paradis Hill voller weißer Kinderbettchen mit weinenden Indianerkindern drin. Den meisten lief der Rotz über das Leibchen. Spielzeug sah ich keines. Die

Weißer adoptieren nicht gern Indianerkinder, weil sich die meisten in den weißen Familien nicht zurechtfinden. Viele der Indianerkinder kommen mit Geschlechtskrankheiten zur Welt. Die Eltern trennen sich öfters. Weil sie nicht verheiratet sind, entstehen keine juristischen Probleme. Sie teilen sich die Anzahl Nachkommen einfach untereinander auf. Indianerkinder gehen ungern zur Schule, unsere Art des Lernens bleibt ihnen fremd. Das aber hat zur Folge, dass die wenigsten Indianer eine Arbeit finden. Die Lehrer in diesen Indianerschulen sind oft ziemlich fragwürdige Gestalten. Zu meiner Zeit unterrichtete im Reservat eine Halbblutindianerin, die zwei uneheliche Kinder hatte, die sie mit zur Schule nahm. Während des Unterrichtes rannten die Kinder der Lehrerin im Klassenzimmer herum und stellten es auf den Kopf. Die Lehrerin lebte wieder mit einem Mann unverheiratet zusammen und war erneut schwanger.

Ordnung in unserem Sinn scheint den roten Brüdern fremd. Defekte technische Geräte, wie zum Beispiel alte Fernseher, Autos und dergleichen, werden vor dem Haus abgestellt und verrotten dort still vor sich hin. Der Weg zu einer typischen Indianerhütte führt an einem Friedhof ausgedienter elektrischer Geräte vorbei. In den meisten Barackenhäusern gibt es kaum Vorhänge, geschweige denn Teppiche, Blumen oder dergleichen. Im Wohnzimmer plärrt 24 Stunden der Fernseher, meist das neueste Modell.

Den Abfall werfen die Bewohner oft einfach nach draußen, wo die Hunde alles noch Essbare verwerten; Recycling auf indianisch. Im Winter gefriert der Abfall. Im Frühling aber beginnt die ganze Abfallhalde unangenehm zu riechen. Also zünden die Indianer alles an. Da sie das Feuer jedoch selten beaufsichtigen, brennt in jedem Frühling die Prärie. Die lodernden Flammen bieten nachts ein schaurig-schönes Bild. Ans Löschen denkt lange niemand und meistens ist es ohnehin zu spät. So brennt dann außer dem Abfall noch einiges mehr ab: Weiden oder Häuser zum Beispiel. Mit schöner Regelmäßigkeit fackelten die Rothäute auch unsere Weiden und Zäune ab. In mühsamer Arbeit mussten wir die Zäune wieder erstellen, eine tagelange Schufterei. Der Boden erholte sich jeweils nach einem Feuer erstaunlich rasch und grünte intensiver als zuvor. Die größeren Tiere entkommen dem Inferno, da sie rechtzeitig davonlaufen können. Die kleineren Tiere haben nicht so viel Glück.

Als wir im Frühling auf der Reservatsstraße unterwegs waren, war die Sonne vom Rauch des Brandes verdunkelt und es regnete ununterbrochen Rußteile vom Himmel auf unser Auto herab. Nichts hätte mich dazu gebracht, mich auf Normans Beteuerung zu verlassen, dass uns nichts geschehen könne, wenn nicht auch Edna diese Meinung vertreten hätte. Edna kannte ich als verantwortungsvollen Menschen. So fuhr ich dann mit. Aber ganz wohl fühlte ich mich nie bei solchen Fahrten, wenn ich das Feuer riechen konnte, die Flammen knistern hörte und meine Augen vom Rauch tränten.

Als ich zum ersten Mal im Reservat unten ein Haus brennen sah, erfasste mich eine Riesenpanik.

„Norman, Edna, es brennt im Reservat“, schrie ich.

Die beiden zuckten die Schultern. „Das tut es oft“, meinten sie gleichgültig, „solange die Kerle nicht wieder unsere Weiden abbrennen, ist das kein Problem.“

Ich rannte los, den Hügel hinunter zum brennenden Haus. Ich glaubte nicht, was ich da sah. Der Besitzer des Hauses und seine Frau saßen auf Stühlen vor dem lichterloh brennenden Haus und sahen unbewegt zu, wie die Flammen ihr ganzes Hab und Gut zerstörten. Verständnislos sahen mich die beiden an, als ich sie anschrie, endlich mit dem Löschen zu beginnen.

„Das nützt nichts mehr“, meinten sie seelenruhig.

Das Haus brannte vollständig nieder. Etwa eine Woche später brachte ein Lastwagen eine neue Behausung. Diese Barackenhäuser werden auf Lastwagen verladen, schaukeln quer durch die Prärie und sind kurz nach dem Abladen bezugsbereit, da es weder Keller noch Grundmauern braucht.

Während meiner Zeit in Onion Lake starb bei einem Hausbrand ein vierzehnjähriges Mädchen. Sie hatte Schlaftabletten genommen. Da sie niemand vermisste, als das Haus in Flammen stand, kam sie darin um.

Ja, ich lernte hier am einsamen Zwiebelsee in Kanada ein ganz anders Leben kennen, als ich es von der Schweiz her gewohnt war.

Die Vehikel der Indianer dürften bei uns in der Schweiz keinen Meter weit fahren. Viele der Trucks führen statt der Windschutzscheibe einen Karton spazieren. Darin haben die Fahrer ein Loch herausgeschnitten, um wenigstens etwas zu sehen. Wegen der spitzen Steinchen auf den Reservatsstraßen sehen alle Frontscheiben aus wie die zerlöchernten Scheiben eines Schießstandes. Da Karton billiger ist als eine neue Scheibe, greifen die Indianer zu dieser preiswerteren Kartonvariante. Weil fast alle fahrbaren Untersätze am Zwiebelsee auf ähnliche Art umfunktioniert wurden, stört das auch keinen.

Im Winter benutzen die roten Brüder gerne Snowmobils. Die Indianer lieben es, mit den leistungsstarken, lärmigen Maschinen Wettrennen zu veranstalten. Rücksichtslos brausen sie durch die Prärie. Sollten sie mit ihren schnellen Flitzern auf einen lästigen Viehzaun treffen, brausen sie einfach hindurch, selbst wenn sich das Tor unmittelbar daneben befindet. Dass uns wegen der niedergewalzten Zäune die Pferde ausbrachen und wir uns darüber ärgerten, verstanden die Indianer nicht. Ich wollte anfänglich nicht akzeptieren, dass wir gegen diese Rücksichtslosigkeit nichts unternehmen konnten. Also marschierte ich zur Polizeistation hinüber und bat die Mounties um Hilfe. Sie sahen mich an, als käme ich direkt vom Mars. Ich glaube, sie begriffen nicht einmal, dass ich mir über so etwas Unwichtiges überhaupt Gedanken machte. Nun ja, es ist halt wirklich eine Frage der Sichtweise, was unwichtig oder wichtig ist im Leben, nicht wahr? Zäune niederwalzen gehört am Zwiebelsee definitiv nicht zu den wichtigen Dingen und das lernte ich zähneknirschend zu akzeptieren.